



JUDITH
LENNOX
Ein letzter Tanz

Roman

Weltbild

Ein letzter Tanz

Judith Lennox

Ein letzter Tanz

Roman

Aus dem Englischen von
Mechthild Sandberg

Weltbild

Die englische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel *One Last Dance*
bei Headline Review in London.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild Retail GmbH & Co. KG,
Steinerne Furt, 86167 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2014 by Judith Lennox
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2014 by Piper Verlag GmbH, München
Übersetzung: Mechthild Sandberg
Umschlaggestaltung: Johannes Frick, Neusäß
Umschlagmotiv: Trevillion Images, Brighton (© Susan Fox) // www.shutterstock.com
Gesamtherstellung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
ISBN 978-3-95569-830-0

2018 2017 2016 2015

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

*Für Dominic und Victoria,
in Liebe*

ESME

18. September 1974

UND IN DER FERNE das Geräusch des Meeres.

Mit geschlossenen Augen lauscht sie dem Auf und Ab der Wellen. Sie sieht die wogende Brandung vor sich, die am Strand einen Schaumstreifen hinterlässt, wenn sich das smaragdgrüne Wasser, in dem hundert glänzende rosa und gelbe Kiesel schwimmen, wieder zurückzieht. Sie sieht die schwankenden schwarzgrünen Wipfel der Kiefern auf den Felsen und den windbewegten Ginster.

Esme öffnet die Augen. Sie ist in ihrem Schlafzimmer in Little Coxwell, hundertzwanzig Kilometer von der Küste entfernt. Draußen regt sich kein Lüftchen, und doch kann sie noch immer das Meer hören. Wird sie vielleicht langsam verrückt, dement – oder kann es sein, dass sie tatsächlich im Sterben liegt, ihr müdes Herz jetzt einfach aufgibt und sie schon auf dem Weg ins Paradies ist?

Heute nicht, denkt sie. Heute habe ich zu tun.

Der Schlag der Wellen wird jetzt schwächer, und sie erinnert sich, dass sie vom Meer geträumt hat. In dem Traum ist sie mit ihrer Schwester Camilla den Strand entlanggerannt. Sie spürt immer noch den harten, festen Sand unter ihren bloßen Füßen, das Reiben der Körnchen zwischen ihren Zehen und, an der Fußsohle, den Schmerz vom Tritt auf eine scharfkantige Muschel. Sie läuft, so schnell sie kann, mit keuchenden Atemstößen, um Camilla einzuholen, deren flachsblonde Zöpfe wie Banner hinter ihr herfliegen und die immer kleiner zu werden scheint. Als Esme endlich das andere Ende der Bucht erreicht, ist ihre Schwester schon die schroffen Felsen hinaufgeklettert. Sie steht oben auf dem Vorsprung, der ins Wasser hineinragt, und lacht, während die weiße Gischt der Wellen sie durchnässt, lacht über die dumme kleine Esme, die vor Höhen und dem Meer Angst hat.

Das alles ist Erinnerung. Sie sieht Tom noch durch die weiß gesäumten Wellen laufen, sieht sich, wie sie ihren kleinen Eimer umkippt und einen makellosen Sandkegel auf den Strand setzt. Sieht die Kinderfrau das Picknick auspacken; den Chauffeur dösend im Daimler, der im Schatten der Bäume steht.

Sie muss fünf oder sechs Jahre alt gewesen sein. Ein paar Jahre später hätten ihre Mutter oder die Kinderfrau geschimpft, sie benähmen sich wie ungezogene Rangen. *Rangen*, denkt sie, in ihrem Bett ausgestreckt, ganz wach jetzt, während ihr Blick zu dem grauen Streifen Licht zwischen den Vorhängen wandert. Sie hat das Wort seit Jahren nicht mehr gehört. Gibt es heute überhaupt noch Rangen? Die Zeiten ändern sich, geht ihr durch den Kopf. Sie erinnert sich an die Sommerkleider, die sie und Camilla trugen. Schichten von Hemdchen, Unterhöschen, Unterrock, rüschenbesetztem Voilekleidchen und Trägerschürze hatten damals als passend für einen Tag am Strand gegolten. Sie denkt an Corals Jeans und ärmellose T-Shirts. Ja, die Zeiten ändern sich, und manchmal zum Besseren.

Das Rauschen des Meeres wird leiser und verstummt. Sie schaut auf die Uhr und seufzt. Zwanzig nach fünf: so lange noch, bis Zoe kommt. Eine Mischung aus Ungeduld und Angst quält sie, ähnlich wie vor dem Start eines Flugzeugs, wenn man den Moment endlich hinter sich haben möchte. Oder wie vor einem Tanzabend. Sie ist immer die weniger auffallende, weniger beachtete Tochter gewesen, das Mädchen, das im Ballsaal unsicher und gehemmt im Hintergrund stand und sich fragte, was die Leute von ihr dachten. Das ist einer der großen Vorteile des Alters, denkt sie, dass ihr das längst egal ist.

Diese Beklemmung, dieser Druck im Magen, wenn sie an das Sommerfest heute Abend denkt, sind nichts als Angst vor dem Versagen, das weiß sie. Sie hat alles sorgfältig geplant, aber es kann immer etwas schiefgehen, sie kann etwas falsch eingeschätzt oder vergessen haben, es kann sein, dass ihre störrische, zerrissene Familie nicht mitmacht. Oder einfach nicht erscheint. *Das ist vielleicht mein letzter Geburtstag, in meinem Alter weiß man*

nie. Sie hat ein bisschen auf die Tränendrüse gedrückt, mehr als einmal in den vergangenen Wochen die hinfällige alte Dame gespielt.

Der Tag kann ihr trotzdem entgleiten, in die Vergangenheit entschwinden wie die davonrennende Camilla. Sie hat Angst, dass sie zögern, dass ihr die Courage fehlen wird, der Vergangenheit ins Auge zu sehen, und dass sie wieder unten im Sand stehen wird, während Camilla von oben triumphierend auf sie herabschaut und sie ein letztes Mal auslacht. Sie hat Angst, dass ihr Herz, von dem ihr Arzt, der jung und taktlos ist, sagt, dass es langsam »schlappmacht«, nicht durchhält und sie die Wahrheit nie erfahren wird.

Sie merkt, wie ihre Ängste über ihr zusammenschlagen drohen wie Meereswellen, und versucht mit geschlossenen Augen tief durchzuatmen. Seit einiger Zeit geht sie einmal in der Woche zu einem Yogakurs im Gemeindehaus des Dorfes – sie mit einer Handvoll junger Mütter, die die Schwangerschaftspfunde loswerden wollen –, und nun sagt sie sich im Kopf die Anweisungen der springlebendigen jungen Lehrerin vor: einen Muskel nach dem anderen entspannen; aus dem Zwerchfell atmen, nicht aus der Brust; den Kopf leer machen.

Ihre Gedanken wandern, und sie ist wieder in Rosindell. Sie geht durch den Garten, weg von den Gästen auf der Loggia und der Terrasse. Die Musik, irgendein altes Lied, klingt ferner und ferner, während sie dem Bachlauf zu den Bäumen folgt. Ein kalter weißer Mond verwandelt das Gras in Eisenspäne, und die tiefroten Kerzen der Rhododendren scheinen zu glühen. Die Lichter vom Haus verschwinden, wie in einem Traum geht sie unter den Steineichen hindurch, und die nassen Farnblätter streifen ihre Füße. Sie hört das Meer, sie riecht die würzig-salzige Luft. Sie steht oben auf den Klippen, und schwindelerregend tief unter ihr krachen die Wellen an den Fels.

Sie muss eingeschlafen sein. Das Läuten des Telefons schreckt sie auf. Ihr Herz – ihr *schlappes* Herz, denkt Esme verdrossen – schlägt wie wild, als sie ihren Morgenrock überzieht und nach

unten läuft. Zoe drängt sie immer wieder, im Schlafzimmer einen zweiten Apparat aufstellen zu lassen, doch davon will Esme nichts wissen: Was das kosten würde. Außerdem gehört sie einer Generation an, der das Telefon Respekt und eine gewisse Furcht einflößt. Man benutzt es sparsam oder in Notfällen.

Sie hat Mühe beim Atmen, als sie den Fuß der Treppe erreicht, und ihre rechte Hüfte tut weh. Sie greift nach dem Hörer und nennt ihren Namen.

»Mama, ich bin's nur, keine Sorge.« Zoes Stimme. »Alles Gute zum Geburtstag.«

»Danke, Schatz.«

»Entschuldige, dass ich so früh anrufe, aber ich habe heute einen Haufen zu erledigen. Übrigens, Philippe kommt auch.«

»Philippe?«

»Du weißt doch, Corals Vater.« Der gönnerhafte Ton, mit dem die Jungen das unzuverlässige Gedächtnis der Alten anstoßen. »Er hat gestern Abend angerufen und gefragt, ob er mitkommen kann. Es soll eine Überraschung werden, wir dürfen also Melissa und Coral nichts verraten.« Zoe wirkt zerstreut. Esme stellt sich ihre Tochter vor, wie sie, den Telefonhörer zwischen Ohr und Schulter geklemmt, beim Reden Zahlenreihen prüft.

»Natürlich, Schatz.« Müde und immer noch beklommen, denkt sie doch daran zu sagen: »Lieb von dir, dass du das tust, Zoe.«

»Kein Problem. Also dann um drei, Mama.«

Als Esme sich eben verabschieden will, sagt Zoe plötzlich: »Ich bin immer noch überrascht – überrascht, dass du es in *Rosindell* machen willst.«

»Tatsächlich?«, erwidert Esme nur. »Na ja, ich gehe jetzt besser meine Sachen zurechtlegen.«

»Du hast noch nicht gepackt?«

Esme weiß, dass Zoe ihre Garderobe für das Wochenende schon Tage im Voraus geplant haben wird. Sie wird ihren Koffer am Freitag nach der Arbeit gepackt und das Kleid für die Party in Seidenpapier gehüllt haben, damit es nicht zerknittert.

»Ach, das geht ganz schnell«, sagt sie beschwichtigend. »Ich stehe pünktlich mit meinem Koffer in der Hand vor der Tür, ich verspreche es.«

Sie beendet das Gespräch. Es ist Viertel nach sieben Uhr morgens, und der Garten ist früh am Tag immer am schönsten. Sie zieht ihren Trenchcoat über Nachthemd und Morgenrock, steigt in ein Paar Gummistiefel und geht hinaus.

Die Tautropfen im Gras blitzen wie Diamanten. Es ist nur ein kleiner Flecken Gras – sie mag Rasen nicht, dieses dauernde Mähen und Düngen –, doch sie hat Schlüsselblumen und Kaiserkronen angepflanzt, und im Frühjahr erinnert sie das kleine grüne Viereck an die blumenprächtigen Wiesen ihrer Kindheit in Devon. Esmes Haus steht in der Mitte eines Gartens von vielleicht einem Viertel Morgen. Das Cottage mit den kleinen Fenstern und den niedrigen Decken ist altmodisch und wenig komfortabel, sie hat es wegen des Gartens gekauft. Er ist ihr kleines Paradies, von Mauern umgeben, die sie vom Dorf abschließen. Natürlich war es Rosindell, das sie diese Gewohnheit des Alleinseins gelehrt hat.

Schmale Kieswege teilen die Beete, Bienen summen über den Fetthennen, die jetzt blühen. Sie mag den September, ihren Geburtsmonat: Er kann noch Fülle bieten und hat doch nicht die trockene, drückende Hitze des Augusts, die in einem kühlen, regnerischen Land immer unnatürlich erscheint.

Esmes Hühner, hübsche, kecke Buff Orpingtons, scharren im Gebüsch. Im Apfelbaum sitzt eine Drossel und singt. Sie weiß, warum sie von Camilla geträumt hat, doch der Traum hat sie auch an etwas erinnert, woran sie seit Jahren nicht gedacht hat: die Eifersucht auf ihre ältere Schwester, die sie als Kind so bitter gequält und ihr inneres Gleichgewicht erschüttert hat. Seltsam, denkt sie, wie die alten Unsicherheiten bleiben, selbst nach so langer Zeit ihre Macht behalten. Glück und Unglück der Kindheit sind so leicht abgetan, doch die Folgen haben sie ihr Leben lang begleitet. Sie weiß jetzt, dass es allzu leicht ist, von Bevorzugung oder Benachteiligung zu sprechen. Auch sie hat Schuld auf

sich geladen. Verlustgefühle und Sehnsucht werden sie immer plagen. Eifersucht und Sehnsucht, denkt sie, das sind die Gefühle, die mein Leben am meisten beeinflusst haben.

Sie geht ins Haus zurück. Oben holt sie ein einfaches schwarzes Kleid aus dem Schrank, ein Paar flache schwarze Schuhe und ihre Perlen. Sie nimmt ein kleines Bündel Papiere – das *Beweismaterial*, wie sie es für sich nennt – von der Kommode, setzt sich aufs Bett und blättert es durch. Die Fotografien aus *Country Life* und eine weit ältere Aufnahme von den Hausangestellten Rosindells, in Reih und Glied vor der Haustür aufgestellt. Ein Bild, das sie aus einem Bibliotheksbuch herausgerissen hat, von einer Strandparty in Cannes. Esme kann den Leuten darauf ansehen, dass sie sich als verruchtes, fortschrittliches Völkchen betrachten, dabei wirken ihre altmodischen Badeanzüge jetzt lächerlich und die Frisuren wie gedrechselt und wenig schmeichelhaft.

Alte Geheimnisse, hässliche alte Intrigen. Doch sie ist jetzt ruhig. Sie denkt, heute werde ich die Wahrheit erfahren. Aber wo liegt der Anfang der Wahrheit? Man muss einen weiten, weiten Weg zurückgehen. Zum Krieg, zum ersten Krieg, der ihre Generation wie ein Erdbeben erschüttert und Blut und Zerstörung über sie gebracht hat. Niemand, der ihn nicht selbst erlebt hat, kann die Urgewalt dieses Krieges verstehen, der keinen Stein auf dem anderen ließ. Ihrer aller Leben war danach verdunkelt. Vielleicht zehrt diese Dunkelheit heute noch an ihr. Vielleicht zehrte sie an Camilla, die während des Krieges als Krankenschwester arbeitete. Jetzt fragt sie sich, ob das der Grund dafür ist, dass Camilla tun konnte, was sie tat, weil sie so viel Tod und Verrat gesehen hatte, dass sie ihr nicht mehr wichtig schienen.

Wenn man der Wahrheit auf den Grund kommen will, denkt sie, muss man ins Jahr 1917 zurückkehren, zu Devlin Reddaway, der damals auf Urlaub von der Westfront war.

TEIL 1

Das Erbe

1917–1932

London, Januar 1917

EIN HAUSMÄDCHEN FÜHRTE DEVLIN REDDAWAY in den Salon des herrschaftlichen Hauses am Belgrave Square. Ein halbes Dutzend Leute saß in den Sesseln und Sofas. Er sah Camilla Langdon sofort. Sie trug ein hellgrünes Kleid, weiße Strümpfe und weiße Schuhe mit niedrigem Absatz. Ihr helles, silbrig blondes Haar war im Nacken hochgesteckt.

Sie stand lächelnd auf und reichte ihm die Hand. »Devlin, wie schön, dich zu sehen. Wie geht es dir?«

»Sehr gut, danke. Und dir?«

»Danke, ich erfreue mich bester Gesundheit. Lady Clare, das ist Hauptmann Reddaway, ein Freund von zu Hause.«

Lady Clare thronte auf dem Sofa in der Mitte. Scharfe graue Augen musterten Devlin, während man Begrüßungen murmelte.

Es sei lange her, meinte Lady Clare sinnend, dass sie als junges Mädchen Rosindell zuletzt gesehen habe. Sei das Haus nicht einmal berühmt gewesen für sein großes Sommerfest? Traurig, wenn alte Traditionen verschwänden. Doch man müsse schließlich mit der Zeit gehen.

Camilla stellte Devlin der Frau vor, die neben Lady Clare saß, Mrs. Sheridan, eine hübsche Person mit rundem Gesicht und glatten, rosigen Wangen. Das Mädchen im blauen Kleid, das neben Camilla auf dem Sofa saß, war Edna Clare, Lady Clares Tochter. Neben Devlin waren noch zwei andere Armeeoffiziere da, einer trug den Arm in der Schlinge, der andere, mit lockigem Haar und Sommersprossen, war fast noch ein Junge.

Der Tee wurde serviert, Gebäck herumgereicht. Anfangs bestimmte Lady Clare das Gespräch; als sie nach einer Weile den

Salon verließ, rückte Mrs. Sheridan in den Mittelpunkt. Die Unterhaltung drehte sich um Oberflächliches, das kalte Wetter, die vergangenen Weihnachtsfeiertage und einen Film, den Mrs. Sheridan gesehen hatte. Devlins Blick glitt immer wieder zu Camilla. Er glaubte, in ihren Augen eine Herausforderung zu erkennen, eine sorglose Unbekümmertheit in ihrem Lächeln. Ihr kräftiges, jungenhaftes Lachen verblüffte ihn.

Camillas Nachfragen bei dem jungen Offizier mit den Locken riefen Erröten und Gestammel hervor.

»Ich – äh – f-fahre morgen nach Hause, Miss Langdon. Z-zu meinen Eltern in S-Suffolk.«

Camilla wandte sich Devlin zu. »Fährst du in diesem Urlaub heim?«

»Ich sollte eigentlich. Ich war mehr als ein Jahr nicht mehr dort. Wenn mein Vater und ich es nur zwei Tage miteinander aushalten müssen, zerstreiten wir uns vielleicht nicht.«

Edna Clare mischte sich ins Gespräch. Sie hatte eine leise, angenehme Stimme. »Ach, in Zeiten wie diesen wird so ein Familiengezänk doch unwichtig.«

Die letzte Auseinandersetzung mit seinem Vater war so bitter gewesen, dass Devlin das bezweifelte, doch er sagte: »Ja, da haben Sie wahrscheinlich recht, Miss Clare.«

»Edna, Liebes, du bist ein versöhnlicherer Mensch als ich.« Camilla lächelte ihre Freundin an. »Streit bleibt Streit, wenn du mich fragst. Daran kann weder die Zeit noch ein Krieg noch irgendetwas sonst etwas ändern.«

»Das meinst du doch gar nicht ernst«, entgegnete Edna.

»Doch. Aber lassen wir das. Mit *dir* will ich wirklich nicht streiten.« Sie richtete das Wort wieder an Devlin. »Wie geht es deinem Vater?«

Walter Reddaway war schon seit einigen Jahren bei schlechter Gesundheit. »Soviel ich weiß, hat sich sein Zustand nicht verschlechtert«, antwortete Devlin. »Und wie geht es deinen Eltern? Und Tom? Und ...« Er wusste, dass sie eine Schwester hatte, doch ihr Name fiel ihm nicht ein, sosehr er sein Gedächtnis anstrengte.

Er musste müde sein, sagte er sich, denn im Moment konnte er sich an nichts weiter erinnern als ein großes, dünnes Mädchen mit einer Fülle von schwerem bernsteinbraunem Haar.

»Esme? Ich glaube, es geht ihr gut. Tom ist in Portsmouth stationiert, darf aber nicht aufs Wasser. Sehr zu seinem Ärger.« Camilla sah ihn stirnrunzelnd an. »Ich hatte schon gefürchtet, du würdest nicht kommen. Ich bin so eine hoffnungslose Briefschreiberin. Ich dachte, du seist mir vielleicht böse.«

Um fünf Uhr begann die Gesellschaft sich aufzulösen. Bevor Devlin ging, sprach er noch einmal mit Camilla.

»Kann ich dich wiedersehen?«

»Heute Abend habe ich etwas vor. Morgen, wenn du möchtest.«

»Morgen besuche ich einen Freund in Derbyshire.«

»Bist du bis zum Abend zurück?«

Er bejahte. Camilla wandte sich an Mrs. Sheridan. »Hauptmann Reddaway kann uns doch morgen Abend Gesellschaft leisten, Sally?«

»Ja, das wäre ganz reizend.« Mrs. Sheridan schenkte ihm ein Lächeln. »Je mehr, desto fröhlicher.«

Devlin Reddaway war vor zwei Tagen von der nordfranzösischen Kriegsfront aufgebrochen und erst an diesem Morgen in London eingetroffen. Ein Bummelzug, der immer wieder auf offener Strecke hielt, hatte ihn von den Schlachtfeldern durch graues und braunes Land nach Le Havre gebracht. Von dort hatte er über Nacht nach Southampton übersetzt und war dann mit der Eisenbahn, wieder im Schneckentempo, aber jetzt durch englische Felder und Wälder, nach London weitergereist. Nach der Ankunft fuhr er mit der Untergrundbahn bis Victoria und ging dann die letzte Etappe zum Marble Arch zu Fuß, weil er das Gefühl hatte, dringend frische Luft zu brauchen. Die Wohnung dort, die ihm ein Offizierskollege zur Verfügung gestellt hatte, erschien ihm allzu maskulin mit ihren Ledersesseln und indi-

schen Teppichen. Während er seinen Seesack auspackte, kamen ihm die vier fremden Zimmer kühl und abweisend vor. Einzig der Brief von Camilla, den der Portier ihm im Foyer übergeben hatte, eine Einladung zum Tee am Belgrave Square am selben Nachmittag, hatte seine Stimmung ein wenig aufgehellt.

Camilla Langdons Familie lebte in Dartmouth, in Süddevon. Charles Langdon, Camillas Vater, war Eigner einer Bootswerft am Dart, dem Fluss, an dem das Städtchen gelegen war. Ihre Mutter, Annette Langdon, war eine hübsche rundliche Blondine mit gesellschaftlichen Ambitionen. Um von Dartmouth in das Dorf Kingswear zu gelangen, musste man die Fähre über die Dartmündung nehmen. Knapp fünf Kilometer von Kingswear entfernt stand einsam auf einer stürmischen Landspitze Rosindell, Devlins Elternhaus.

Die Geschichte Rosindells war in Holz und Stein gehauen. Die ersten Bauten auf dem Gelände, ein Hospitium und eine Kapelle, waren im vierzehnten Jahrhundert errichtet worden. Später waren ein Rittersaal und mehrere landwirtschaftliche Gebäude hinzugekommen. In der Tudorzeit hatte man das Haus nochmals vergrößert, doch als sich König Heinrich VIII. von der römischen Kirche lossagte und die Familie allen Repressalien zum Trotz am alten Glauben festhielt, erlebte Rosindell eine Periode des Niedergangs, die sich fortsetzte, als sich die Familie auch im späteren englischen Bürgerkrieg auf die falsche Seite schlug. Rund um das Haus grasten Rinder, Dornengestrüpp breitete sich aus, und Efeu ergriff mit langen Ranken von den Mauern Besitz. Rosindell war dem völligen Verfall nahe gewesen, als George Reddaway im neunzehnten Jahrhundert das Haus restaurierte und auf das Doppelte seiner ursprünglichen Größe erweiterte. Fortan lebten und starben die Reddaways hier in Wohlstand. Nun jedoch erlebte Rosindell eine zweite Periode des Niedergangs.

Walter Reddaway, Devlins Vater, und Charles Langdon, der Vater Camillas, hatten nur milde Verachtung füreinander übrig. Die Langdons protzten in Dartmouth mit einem großen neuen

Haus; Rosindell stand seit Jahrhunderten in demselben abgeschiedenen Tal inmitten fruchtbarer Felder. Doch Devlin und Tom, Camillas Bruder, die dasselbe Internat besuchten, hatten sich gut verstanden. Tom, wenig strebsam, dafür umso geselliger, hatte damals bei Bootsausflügen oder wenn sie loszogen, um Vögel aus den Nestern zu holen, stets für gute Stimmung gesorgt. Devlin, ein verschlossener und grüblerischer Junge, hatte dessen Schwester Camilla bewundert.

Kurz nach dem Ausbruch des Krieges 1914 hatte er sich zur Front gemeldet und war im Sommer 1915 nach Frankreich geschickt worden. Schon im September wurde er in der Schlacht bei Loos verwundet. Nach seiner Entlassung aus dem Lazarett kehrte er nach Rosindell zurück. Dort stritt er mit seinem Vater und tat, was er konnte, um Haus und Besitz irgendwie instand zu halten. An einem Nachmittag in Dartmouth begegnete er am Hafen Camilla. Als plötzlich ein heftiger Regenguss niederging, hob sie das Gesicht zum Himmel und lachte. In diesem Moment wurde Neigung zu Besessenheit und Bewunderung zu Begehren. Ihre blonde Hübschheit, selbst die Vollkommenheit ihrer Züge hätten bei einer anderen Frau vielleicht fade gewirkt, doch Camillas Schönheit war wie eine blasse Flamme, strahlend und ruhelos. Ihr fein geschwungener kleiner Mund und die Augen, tiefblau wie Ehrenpreisblüten, wurden von rasch wechselnden Emotionen belebt: Erheiterung, Zorn, Erregung.

Als sie sich in ihrem regennassen Mantel zum Gehen wandte, sagte er: »Schreibst du mir, Camilla?«

»Ja, wenn du willst«, antwortete sie und fügte gleich hinzu: »Aber sei mir nicht böse, wenn ich es vergesse.«

Im Jahr danach hatte er in Frankreich vier Briefe von Camilla erhalten. Der letzte war in London abgestempelt gewesen. Camilla schrieb ihm, dass sie nach London übersiedelt war, um als Krankenschwester in einem Lazarett zu arbeiten. Es war im Ballsaal eines Herrschaftshauses am Belgrave Square eingerichtet worden, das der Mutter ihrer Schulfreundin Edna Clare gehörte. *Ich habe Monate gebraucht, um meine Mutter zu überreden, mich*

nach London gehen zu lassen. Zum Glück ist Ednas Mutter Lady Clare und Mama so ein Snob.

Als Devlin Lady Clares Haus verließ, erschienen ihm die Straßen Londons in der Verdunkelung düster und unheimlich. Wäre nicht der grelle schmale Strahl eines Suchscheinwerfers gewesen, der über den kohlschwarzen Himmel tanzte, hätte er sich in die finsternen Nächte seiner Kindheit auf dem Land zurückversetzt geglaubt. Die Pubs hatten inzwischen geöffnet, und Devlin trank ein Glas wässriges Bier, bevor er sich ein ruhiges Restaurant suchte, um zu Abend zu essen. Eine bleierne Schläfrigkeit überfiel ihn, als er seinen Kaffee trank, und er beschloss, gleich nach Hause zu gehen.

Sobald er sich aufs Bett gelegt hatte, glitt er in einen Traum, in dem er von den Küstenfelsen in Rosindell in die See hinuntergestürzt war. Immer wieder streckte er die Arme aus, um einen Felsen zu fassen und sich aus dem Wasser zu ziehen, doch das Gestein hatte entweder messerscharfe Kanten, die seine Hände aufrissen, oder es war so glitschig von Seetang, dass er sich nicht daran festhalten konnte.

Der Zug war voll, als er am nächsten Morgen nach Sheffield fuhr. Devlin überließ seinen Sitzplatz einer Frau mit Kind und stellte sich in den Gang. Eine Schulter an die Fensterscheibe gelehnt, ließ er die winterlichen Felder an sich vorüberziehen und nickte hin und wieder ein paar Minuten ein. In Sheffield stieg er um in einen Bummelzug, der ihn durch die eindrucksvolle Landschaft des Peak District mit seinen majestätischen schneebedeckten Gipfeln trug. In Hathersage angekommen, ging er die steile Straße zum Haus der Hutchinsons hinauf. Der Weg war ihm vertraut, er war als Junge zwei-, dreimal in den Schulferien hier gewesen.

Er wappnete sich, bevor er an die Tür klopfte. Mrs. Hutchinson machte ihm auf. »Devlin, wie lieb von dir, uns zu besuchen.« Sie umarmte ihn. »Mein lieber Junge. Wir freuen uns schon so, dich zu sehen.«

Devlin hängte seinen Mantel im Flur an der Garderobe auf

und legte Mütze und Handschuhe auf einen Tisch. »Wie geht es Eddie?«

»Ach, er hatte eine schlimme Nacht. Du darfst es nicht krummnehmen, wenn ...« Sie sprach nicht weiter.

Sie war eine gutherzige, mütterliche Frau, die er als Junge sehr gerne gehabt hatte. Edwards Vater, früher Pfarrer, war jetzt im Ruhestand. Die Hutchinsons hatten spät geheiratet und hatten nur den einen Sohn.

Mrs. Hutchinson tätschelte Devlins Arm. »Es ist eine Freude, dich zu sehen. Und du siehst so wohl aus. Komm, gehen wir zu Edward. Er sitzt im Wohnzimmer in der Sonne.«

Devlin folgte Mrs. Hutchinson durch das Haus nach hinten. Ein großes Fenster umrahmte einen Blick auf die Berge. Edward, der bei einem Frontgefecht beide Beine verloren hatte, saß im Rollstuhl neben dem Fenster. Eine karierte Decke lag über seinen Beinstümpfen.

»Hallo, Eddie«, sagte Devlin.

Edward wandte ihm sein von Narben verwüstetes Gesicht zu. »Du hättest nicht kommen sollen.«

»Liebling«, sagte Mrs. Hutchinson behutsam, doch Edward wandte sich ab und schaute zum Fenster hinaus.

»Ich hätte nichts gegen eine Tasse Tee, wenn Sie einen Moment Zeit haben, Mrs. Hutchinson«, sagte Devlin. »Im Zug gab es keinen.«

»Tee«, sagte Mrs. Hutchinson atemlos. »Natürlich. Entschuldige, du armer Junge, du bist sicher halb verdurstet. Und ein Stück Kuchen – du isst doch ein Stück Obstkuchen?«

Als sie gegangen war, zog Devlin sich einen Stuhl heran und setzte sich Edward gegenüber. Noch ehe er etwas sagen konnte, sagte Edward: »Es war mir ernst, du hättest nicht kommen sollen. Ich bin zum Sterben langweilig, und du hast bestimmt nur – was? – eine Woche Urlaub?«

»Fünf Tage ohne die Reise.«

»Die solltest du nicht an mich verschwenden.«

»Ich verschwende sie nicht. Ich wollte dich sehen.«

»Bitte sehr.« Edward lächelte bitter. »Ich bin eine echte Sehenswürdigkeit. Der Dreifünftelmann, ich hab's ausgerechnet. Zwei Beine weg und ein halbes Gesicht. Nein, sag's nicht«, sagte er heftig, als Devlin sprechen wollte.

»Was soll ich nicht sagen?«

»Dass ich im Inneren immer noch derselbe Mensch bin oder irgend so was Idiotisches. Das stimmt nämlich nicht.« Er wies mit einer Kopfbewegung zu den Bergen. »Ich werde nie wieder dort draußen wandern können. Ich werde nie wieder allein auf einem Berg stehen und ins Tal hinunterschauen und die ganze Welt zu meinen Füßen sehen. Ich wäre lieber tot. Sie weiß das. Deshalb lässt sie mich nie allein. Deshalb schickt sie meinen Vater zum Einkaufen. Annie, unser Hausmädchen, ist gegangen. Sie hat meinen Anblick nicht ausgehalten. Sie hat immer mit mir geflirtet, als ich noch ganz war.«

Geschirr klapperte. Devlin nahm Edwards Mutter das Tablett ab und stellte es auf den Tisch. Während der Tee eingeschenkt und der Kuchen herumgereicht wurde, bot sich Gelegenheit zu ein paar leichten Worten. Edwards Tasse schlug an die Untertasse. Als seine Mutter den vergossenen Tee wegwischte, sah er sie mit einer Mischung aus Verachtung und Groll im Blick an. Devlin suchte verzweifelt nach einem Gesprächsthema, verwarf in rascher Folge London, Camilla und den Krieg als taktlos und unpassend. Rosindell: Doch er hatte Edward nie nach Rosindell eingeladen. Zu peinlich waren ihm der heruntergekommene Zustand des Hauses und die Schrullen und Zornesausbrüche seines Vaters gewesen.

Sein Blick blieb an einem Bibliotheksbuch auf dem Fensterbrett haften. Er fragte Edward danach, und der gab eine brummige Antwort, dann steuerte Mrs. Hutchinson ein paar künstlich heitere Kommentare bei, und Devlin erzählte von einem Buch, das er gelesen hatte. Über eine Stunde lang schleppte sich das Gespräch so hin, an dem Edward kaum Anteil nahm. Oft stand ein Ausdruck ungeheurer Wut ganz unverhüllt in seinen Augen.

Devlin brach bald nach dem Mittagessen auf, nachdem er sich wegen einer Verabredung am Abend entschuldigt und versprochen hatte, in seinem nächsten Urlaub wiederzukommen. Im Zug setzte er sich auf einen Fensterplatz. *Ich werde nie wieder hier draußen wandern.* Er wandte den Blick von der Aussicht und konzentrierte sich darauf, eine Zigarette anzuzünden. Nach dem Umsteigen suchte er sich im Londoner Zug einen Platz in einer Ecke und machte die Augen zu. Doch er schlief nicht. Er merkte, dass er sich kaum noch an den Edward erinnern konnte, den er einmal gekannt, mit dem er in der Schule gespielt hatte und im Peak District gewandert und geklettert war. Es war, als hätte der Anblick des Freundes, wie er ihn an diesem Tag erlebt hatte, alle diese Erinnerungen für immer vernichtet. Und es war ja nicht nur Edwards Leben zerstört worden, sondern das seiner ganzen Familie, die ihm einmal als das Ideal der glücklichen Familie erschienen war, vielleicht sogar als Vorbild für das, was hätte sein können, wäre seine eigene Mutter am Leben geblieben. Seit ihrem Tod, als Devlin fünf Jahre alt gewesen war, hatte sein Vater sich von der Welt zurückgezogen, alle Besucher mit seiner Grobheit und seinem Missmut vertrieben. Er hatte sich nicht mehr um Rosindell gekümmert, und nun leckte das Dach über dem ältesten Teil des Gebäudes, und im Winter standen die Keller Räume unter Wasser.

In Doncaster wurde der Zug voll, ehe er weiterzuckelte. Sein Gespräch mit Camilla am vergangenen Abend erschien Devlin jetzt wie ein bloßer Austausch von Höflichkeiten, der nichts versprach. Ein Bekannter von zu Hause, der sich in London aufhielt und nicht recht wusste, wohin; hätte sie denn etwas anderes tun können, als ihn aufzufordern, sich ihrer Clique anzuschließen? Was erhoffte er sich? Er wollte Camilla Langdon nicht begehren. In Flandern hatte er es sich abgewöhnt, etwas haben zu wollen. Da draußen war ihm beigebracht worden, sich ganz anderes zu wünschen – etwas *nicht* haben zu wollen, nämlich Kälte, Regen, Angst, Morast. Doch gestern Abend waren die alten Wünsche wieder erwacht und hatten jäh die Leere gefüllt.

Er kam um Viertel nach sieben in London an. Da er bis zu seiner Verabredung mit Camilla und ihren Freunden noch Zeit hatte, aß er in irgendeinem kleinen Restaurant etwas zu Abend und suchte sich dann ein Pub. Frauen, die sich in dünnen Mänteln in Türnischen drückten, lächelten ihn mit geschminkten Gesichtern an, als er zum Piccadilly ging. London war laut, aufdringlich und hohl. Wenn man an der Tünche kratzte, würde man nichts darunter finden.

In dem Nachtlokal, in dem sie verabredet waren, bestellte er sich noch etwas zu trinken. Er wusste schon jetzt, wie der Abend verlaufen würde, und es langweilte ihn. Er war nichts weiter als ein Außenseiter, der sich unerwünscht in Camillas Kreis gedrängt hatte und aus Mitleid geduldet wurde. Er würde um einen Moment allein mit ihr buhlen müssen.

Eine halbe Stunde verging, ehe sie kamen, die Frauen in farbenprächtiger Seide, die sich vom stumpfen Kaki der Uniformen der Männer abhob. Camilla trug ein einfaches weißes Abendkleid, in dem sie leuchtend blass wirkte, beinahe wie eine Geistererscheinung. Um ihre Schultern lag eine weiße Pelzstola, die im Licht schimmerte. Devlin sah ein Hermelin vor sich oder einen Schneehasen, der frei und ungebunden in spielerischen Wendungen über ein verschneites Feld lief und eine bewegte Spur hinterließ.

Er lernte Mrs. Sheridans Mann kennen, rotblond mit der nervösen Angewohnheit, den Kopf alle paar Minuten ruckartig seitwärts zu werfen, und ein zweites Ehepaar, die Crowthers, sie dunkel und lebhaft mit dicken Augenbrauen, er doppelt so alt wie sie. Edna Clare kam in Begleitung eines Cousins, der bei der Guards Division diente.

Ein hochgewachsener Mann mit sauber gestutztem Oberlippenbärtchen musterte Devlin mit gelangweiltem Blick, als Camilla ihn zu ihm führte.

»Devlin, darf ich dich mit Major de Grey bekannt machen? Victor, das ist Hauptmann Reddaway, ein Freund von mir.«

Nachdem alle Platz gefunden hatten, wurden Getränke be-

stellt. Devlin saß zwischen Hauptmann Sheridan und Mrs. Crowther. Mrs. Sheridan erzählte von ihren Nichten, während ihr Mann stumm dabeisaß und zur Tanzfläche starrte. Camilla und de Grey saßen Devlin gegenüber. Camilla unterhielt sich mit de Grey, doch Devlin bekam kaum etwas von dem Gespräch mit, das von Mrs. Sheridans Stimme und der Musik der Dreimannkapelle übertönt wurde. Der Major wirkte distanziert, und wenn er gelegentlich lächelte, so nur kurz und gezwungen.

Devlin unterbrach Mrs. Sheridans Monolog und fragte mit einem Blick über den Tisch: »Kennen Camilla und Major de Grey sich schon lange?«

»Ich glaube nicht. Major de Greys Schwester ist mit meinem Cousin verheiratet. Greenwell, der Landsitz der de Greys, liegt in Gloucestershire. Kennen Sie ihn? Reggie und ich waren vor dem Krieg einmal einen Sommer dort. Der Park ist berühmt wegen seiner ineinander verflochtenen Lindenalleen.«

Devlin spürte plötzliche Eifersucht, als er sah, dass de Grey Camilla zur Tanzfläche führte. Gefiel ihr de Grey? Unmöglich – der Mann wirkte kalt wie ein Fisch.

Jemand rief ihn an. Als er hochblickte, sah er einen Offizier, den er vom Ausbildungslager kannte. »Hallo, Bridges«, sagte er.

»Nett, Sie zu sehen, Reddaway. Trinken wir ein Glas zusammen?«

Da es Camillas Freunden nicht einfiel, zusammenzurücken und Bridges Platz zu machen, setzte sich Devlin mit ihm an einen anderen Tisch. Bridges war ein wenig einnehmender Mann, klein und stupsnasig, mit immer feuchten Lippen. Devlin hatte ihn als sanften und umgänglichen Menschen in Erinnerung, der so gar nichts Kriegerisches an sich hatte. Er gehörte zu jenen, von denen man angenommen hätte, dass sie gleich in einer der ersten Kampfhandlungen sinnlos fallen würden.

Er sei Ausbilder in einem Ausbildungslager in Hertfordshire, berichtete er. »Ich kenne mich mit Karten aus«, sagte er.

»Seien Sie froh.«

»Ich beneide natürlich Sie alle, die an vorderster Front kämpfen.«

»Wirklich?«

Bridges senkte den Kopf. »Ich fühle mich verpflichtet, das zu sagen. Es ist doch feige, froh zu sein, dass man zu Hause hängen geblieben ist.«

»Blödsinn. Genießen Sie es.«

»Das sagt Louisa auch immer.«

»Louisa?«

»Meine Frau.« Er zog ein Foto aus seiner Brieftasche, das Hochzeitsporträt einer Frau, die bis zum vollen Kinn hinauf in weißer Spitze steckte.

»Hübsche Frau«, sagte Devlin. »Gratuliere.«

»Sie ist nur leider zurzeit in Lancashire bei ihrer Mutter, weil sie ein Kind erwartet. Sonst wäre ich heute Abend mit ihr hier. Ich mag diese Lokale eigentlich nicht besonders, aber ich brauchte was zu trinken.«

Der Tanz ging zu Ende. Devlin sah, dass Camilla und de Grey sich trennten, murmelte eine Entschuldigung und stand auf. Die Kapelle stimmte »If You Were the Only Girl In the World« an und schwelgte in schmalzigen Tönen, als Devlin Camilla zum Tanz aufforderte.

»Ich habe gleich gewusst, dass du ein guter Tänzer bist«, sagte sie nach den ersten Schritten und Drehungen. »So etwas merke ich immer. Victor hasst tanzen. Er kann ein unerträglicher Langweiler sein.«

Devlin fühlte ihren breiten, geraden Rücken mit seinen kräftigen Muskeln unter seiner Hand. Eine Haarlocke lag an ihrer Wange wie eine goldene Kräuselwelle auf weißem Sand. Seine Finger glitten vom Satin ihres Kleides ab, so wie sie in seinem Traum vom tangüberzogenen Felsen abgeglitten waren.

»Ich hatte den Eindruck, ihr stündet einander nahe.«

»Wirklich? Ich bezweifle, dass Victor irgendetwem nahesteht. Er hat immer etwas Distanziertes an sich. Er gibt sich keine Mühe zu gefallen. Wie geht es deinem Freund in Derbyshire?«

»Leider ziemlich übel.«

»Wieso? Was ist mit ihm?«

»Er hat gleich am ersten Tag an der Somme beide Beine verloren.«

Er spürte, wie sie schauderte, und sagte: »Entschuldige, das war brutal von mir.«

»Man sollte meinen, ich hätte mich an diese Dinge gewöhnt. Schließlich arbeite ich in einem Krankenhaus. Aber man gewöhnt sich nie daran. Ich finde es nur immer grauenvoller.«

»Ich hatte ein schlechtes Gewissen, dass ich nicht über Nacht blieb. Seine Mutter hätte es gewünscht. Ich glaube, sie sind ziemlich einsam dort draußen. Aber ich wollte nur weg. Ich war froh, dass ich die Verabredung mit dir heute Abend als Entschuldigung vorschieben konnte.«

»Aha, ich bin also eine Entschuldigung?« Ihr scherzhaftes Lächeln trübte sich. »Manchmal halte ich es kaum aus, diese Männer zu sehen. Wir sind eigentlich ein Genesungsheim, da kamen anfangs nur die erträglicheren Fälle zu uns. Aber jetzt schicken sie uns alles.«

»Hast du vor aufzuhören?«

»Ganz bestimmt nicht. Dann müsste ich ja wieder nach Hause. Devlin, ich versuche dir zu erklären, warum ich nicht besonders oft geschrieben habe. Ich hatte Angst, dir könnte etwas passieren. So viele Männer bitten mich, ihnen zu schreiben.«

Er spürte seinen Groll gegen diese unbekanntenen aufdringlichen Männer. »Und tust du es?«

»Nein. Die meisten vertröste ich. Du fängst an, jemanden zu mögen, und dann passiert etwas Entsetzliches. Die anderen Mädchen schreiben an Soldaten und warten ständig auf Post. Das könnte ich nicht. Ich hasse es, warten zu müssen.«

»Aber mir hast du geschrieben.«

»Es gibt immer Ausnahmen.«

»Und ich bin eine Ausnahme?«

»Ja.« Sie lachte. »Soll ich dir schmeicheln und dir sagen, warum?«

»Wenn der Grund schmeichelhaft ist, ja.«

»Ich weiß nicht, ob du ihn für so schmeichelhaft halten wirst. Als wir uns das letzte Mal in Dartmouth begegnet sind, habe ich so etwas Wildes an dir gesehen. Wild und unberechenbar. Hinter einer zivilisierten Fassade. Die Reddaways sind berüchtigt, weißt du?«

Er zog sie an sich. »Für mich warst du die schönste Frau, die ich je gesehen hatte.« Ihr Kopf passte gerade richtig unter sein Kinn, und er konnte das rasche Auf und Ab ihres Atems spüren. Der Tanz endete, es gab dünnen Applaus. Als sie zum Tisch zurückkehrten, sagte sie: »Wann fährst du nach Rosindell?«

»Morgen.«

»Fahr nicht.« Einen Moment trafen sich ihre Blicke, dann setzte sie sich wieder an ihren Platz neben de Grey.

Eine Frau trat zur Kapelle auf die Bühne und begann »Roses of Picardy« zu singen. Mrs. Sheridan schien endlich das Reden vergangen zu sein. Es war still am Tisch, bis Mrs. Crowther schließlich leise sagte: »Gott gebe, dass der Krieg dieses Jahr endet.«

»Er *muss* enden, das ist doch klar«, versetzte Mrs. Sheridan.

»Warum?«, fragte ihr Mann und warf wieder ruckartig den Kopf zur Seite. »Warum muss er enden?«

»Er kann ja nicht ewig dauern.«

Sheridan strich mit der Hand über die Bügelfalte seiner Hose. »Und warum nicht? Wir sind in eine Grube gefallen und finden nicht mehr heraus.«

De Grey sagte: »Dieses Jahr, nächstes Jahr, früher oder später wird es einen Durchbruch geben. Es geht darum, den Feind zu zermürben.«

»*Wir* werden zermürbt«, entgegnete Sheridan. »Wir sind schon fast völlig zermürbt.«

»Kommen Sie, kommen Sie, da übertreiben Sie aber. Wir halten die Linien seit zwei Jahren. Früher oder später wird sich das Blatt wenden.«

»Der Grabenkrieg begünstigt immer die Armee, die sich ver-

teidigt«, warf Crowther ein. »Sie müssen zugeben, dass Sheridan nicht ganz unrecht hat. Wir greifen sie an, sie drängen uns zurück, und nichts ändert sich.«

»Sie täuschen sich, mein Freund.« Sheridans Hand bewegte sich immer schneller, als wollte er etwas wegwischen. Er stieß ein hohes, zittriges Gelächter aus. »Es ändert sich sehr wohl etwas. Jedes Mal krepieren ein paar Tausend Männer mehr. Das wird ewig so weitergehen, sag ich Ihnen, oder mindestens so lange, bis keiner von uns mehr übrig ist.« Seine Stimme war schrill und schwankend geworden, und an den anderen Tischen drehten sich Köpfe.

»Ruhig, alter Junge, ruhig«, mahnte Crowther.

»Hier.« Devlin schob Sheridan sein Glas hin.

»Komm, gehen wir nach Hause, Reggie«, sagte Mrs. Sheridan. Ihr Gesicht war zusammengefallen wie eine verwelkte Blüte.

Die Sheridans gingen. Einige kleine Redescharmützel folgten auf ihren Abgang und versandeten. Die Stimme der Sängerin hatte einen harten Klang, und die Tanzfläche hatte sich geleert. Devlin war bedrückt von Sheridans heftigen Worten, umso mehr, als er mit allem übereinstimmte, was der Mann gesagt hatte.

»Es ist spät«, sagte Camilla. »Kommst du, Edna?«

Devlin erbot sich, die zwei jungen Frauen nach Hause zu bringen.

»Es liegt auf meinem Weg, ich mache das schon«, sagte de Grey.

»Nein danke, Victor.« Camilla zog ihre Pelzstola zurecht. »Hauptmann Reddaway wird es sicher schaffen, uns ein Taxi zu besorgen.«

Auf der kurzen Taxifahrt saß Camilla zwischen Devlin und Edna Clare. Draußen zogen die abgedunkelten Lichter der Straßenlaternen vorüber, während die beiden Frauen über ihre Arbeit redeten. Devlin spürte eine tiefe Erregung. Ab und zu streifte Camillas Schulter die seine. Es würde etwas geschehen. Er wusste, dass er die Dinge nur anzustoßen brauchte.

Vor dem Haus am Belgrave Square bedankte sich Edna Clare für seine Begleitung.

»Geh schon voraus, Edna.« Camilla sah ihre Freundin lächelnd an. »Ich komme gleich nach.«

Sobald Edna Clare außer Hörweite war, sagte Devlin: »Ich muss dich wiedersehen.«

»Ich dachte, du wolltest nach Rosindell fahren.«

»Das kann warten. Allein, Camilla. Nicht mit den anderen zusammen. Geht das?«

»Ja«, antwortete sie leise.

»Kennst du die Long Bar im Criterion? Dort warte ich morgen Abend auf dich.«

Ihre warmen, samtig weichen Lippen streiften seine Wange, dann war sie fort.

Während Devlin am folgenden Abend in der messingglänzenden Pracht der Long Bar wartete, beobachtete er mit beiläufigem Interesse einen Major der Infanterie, der sich über die französischen Eisenbahnen erregte, und eine Clique dicker grauhaariger Männer im Abendanzug.

Im metallischen Glanz des Lichts, das sich in den Wänden spiegelte, sah er sie im Türrahmen stehen wie ein Bildnis. Die weiße Pelzstola hob sich von einem schwarzen Kleid ab, das am Hals mit Spitze besetzt und in der Taille mit zwei cremefarbenen Rosen geschmückt war. Eine dritte Rose zierte das helle, hoch im Nacken aufgesteckte Haar.

»Du siehst hinreißend aus«, sagte er.

»Ich komme mir eher billig vor. Künstliche Blumen ...«

»Ich habe sie für echt gehalten.«

»Wirklich? Wie lieb von dir. Aber sie sind leider nur aus Seide. In der ganzen Stadt sind keine Gewächshausblumen aufzutreiben, weder für Geld noch gute Worte.« Sie strich mit den Fingern über ihre Pelzstola. »Wir sollten uns ja eigentlich in Kriegzeiten eher bescheiden kleiden, nicht? Aber ich musste mich einfach schön machen.«